

Das Menschlein Matthias.

30]

Erzählung von Paul Sig.

Matthias sah ihm wehmütig nach. Zu zweien war's ihm heut leichter geworden. Doch Konrad hatte im Tal bessere Gefellen; er mochte den wehleidigen Spintifizierer auch nicht mehr um sich haben. Von weit unten sandte er diesem zur Aufmunterung einen Zaucher zu, den ersten nach all den Nimmertagen! Das ungebärdige Leben verlangte seine Rechte. Aber Matthias blieb dem hellen Freiheitsruf das Echo schuldig. Er lief wie in Ketten. Müder als jezt konnte er nach vollbrachtem Tagesmarsch auch nicht sein. Kleinmütig betrat er das erste Haus; als wär's gestohlenen Gut, bot er seinen Kram an. Er durfte noch von Glück sagen, daß er mitunter auch vor offene Türen kam. Was jener fehlte, die ihn so gefühllos in die Welt hinaustrieb, bewies ihm dafür manche fremde Frau . . . trotz seinem Ungeschick. Nur ausfragen durften sie ihn nicht. Wenn eine wissen wollte, wo, wie und was seine Eltern seien, gab er keinen oder unverständlichen Bescheid; machte sie gar keine Waren schlecht, packte er ohne Widerspruch ein, und wo ihn ein Hund beschneiffelte oder anknurrte, fing er auch schon zu wimmern an.

„Aus dem wird ewig kein Rotzchild, so früh er anfängt!“ mochte manche denken, die den scheuen Stoffel hurtig abziehen sah, kaum daß sie einen Blick in seinen Korb getan hatte. Dieser ragte fast einen Schuh breit über seinen Kopf hinaus, er deckte den schwächtigen, nach vorn gebeugten Oberkörper völlig zu: hinterher konnte man von dem ganzen Hausierer nur die halbnaakten Beine sehen. Und wenngleich die Vergler von Kindesbeinen an Strapazen gewöhnt waren, knirschte mancher die Zähne beim Anblick des halbbackigen Bürschleins und dessen unmäßiger Würde.

„Sag auch, Dein Alter muß mir einen Schädel haben, daß man Holz drauf spalten könnte!“ meinte einer, der den Schweiß von der Kindesstirn tropfen sah und in seine Menschenseele hinein schamrot wurde.

Grau, von Efeu und Flechten überwuchert, lag seit undenkbarer Zeit ein Findling am Haslacher Waldbrand. Wessen Auge ihn erblickte, wunderte sich über seine Herkunft, Beschaffenheit und Größe. Und fast jeder Wanderer benutzte den moosigen Rücken zu beschaulicher Rast, freute sich der prächtigen Aussicht über den schillernden See, die sonnen-trunkenen Weinberge und verstedten Taldörfer. Da gab man sich gern erbaulichen Betrachtungen hin. Es mußte schon ein stoßtaubes Gemüt sein, das auch an dieser Stelle seinen Alltagsgedanken erlag, sich nicht eine Weile in feierliche Gefühle einwiegen, den unerschwinglich hohen und weiten Himmel anbeten konnte.

Dahin schleppte sich gegen Abend auch Matthias Böhi, dem's bitter not tat, wieder einmal abzustellen und Einkauf zu halten. Er wollte gern versuchen, ein wenig über sein Geschick nachzudenken und dazu erwägen, wie es etwa mit der Allmacht Gottes, von der er so große Stücke vernommen hatte, bestellt sein möchte. „Freud und Leid machen“ — sagte man hierzulande. Sein Gutes und Böses ehrlich bekennen und dann abwarten, was die innere Stimme ihm offenbare. Wenn der überm blauen Himmelsdach wirklich alles sehen konnte, was sich auf dieser weiten Erde zutrug, so mußten ihm ja auch Matthias Böhis Schmerzen bekannt sein. Vielleicht konnten sie ihm bald erlassen werden. Oder mußte man sich auch vor ihm mit lauter Stimme wehren, damit einem nicht zu schwer aufgeladen wurde? Eigentlich konnte das Menschlein in seines Herzens Mattigkeit aus dem Gedanken eines allwissenden Meisters keinen Trost schöpfen. Blies doch nach allem Hin und Her immer wieder die Frage, warum gerade er unter tausend Kindern so sehr leiden und entbehren müsse. Seine Zweifel frohen verflochten, mordlüstern an die gläubigen Gefühle heran. Aber wie um den lieben Gott zu entschuldigen für den Fall, daß seinem Auge doch dies und jenes entgehe, machte sich Matthias die ungeheuersten Vorstellungen von der Größe der Welt.

„Du hast mir ein zu verstocktes Herz. Aber gib acht, Not lehrt beken!“ hatte ihn der Pfarrer kürzlich verwahrt. Doch

auch da war noch ein Hafen. In seiner grimmigsten Not mühte der Knabe sich umsonst, ein Gebet um Hilfe hinauszuschicken. Hatte er schon zuviel Unrecht erlitten, daß er auch „dem dort oben“ das bißchen Ehre nicht antun mochte? Nur schluchzen konnte er noch, und da weit und breit keine Menschenseele zu sehen war, brauchte er sich dessen nicht zu schämen. Den Handel mit Spezereien mußte er für heute sowieso aufsteden, denn bis zum nächsten Weiler reichten seine Kräfte längst nicht mehr. Sollte er sich alsgemach heim schleichen?

Sachte schob er seine Hemdärmel zurück und betrachtete halb schmerzlich und zugleich empört die häßlichen blaugrünen Striemen an beiden Armen. Das war noch ein Andenken an die letzte Heimkunft. Er rechnete aus, daß schon nach einer Woche kaum ein Flecken mehr zu sehen sein werde, wenn — hier machte er eine notgedrungene Pause — inzwischen keine „neuen“ dazukamen. Aber ach, wie bedenklich sah's nach dieser Richtung aus! Noch einmal überwältigte ihn das endlose Weh. Laut weinend fiel er vornüber auf den altersgrauen Findling am Wege — dem harten, kalten Stein mochte er sein Elend vertrauen. Dann alitt die Müdigkeit versöhnlich über seine Sinne, streifte die Lider über die brennenden Augen und streckte die gefolterten Glieder zu einem stützenden Schlummer aus.

Als der pflichtvergessene Handelsmann sich wieder erhob, hatte er vor schauerlicher Verwunderung schier einen Schrei losgelassen.

Die Farben des Tages hatte die Nacht alle verwischt, so gar das Abendrot lange ausgelöscht. Mond und alle Sterne zusammengenommen sandten nicht einmal soviel Helle ab, als nötig war, den See in der Tiefe zu erkennen. Aber an den Ufern der unzähligen Lichter: das tanzte, flimmerte und blinzelte herauf wie aus tausend feurigen Menschenaugen! Der verdunkelte Knabe lauschte, was durch die unheimliche Stille etwa noch zu vernehmen sei. In seinem Hirn gab es einen Ruck, langsam sekte sich das Räderwerk der Not wieder in Bewegung.

Wie lange war's schon Nacht?

Die Wasgotte wird mich zu Boden schlagen! dachte er, als er zaudernd den Korb hob und die Riemen befestigte. So spät war er noch nie nach Haus gekommen.

Dort unten, wo die vielen Lichter lodten und spielten, lag seine Mutter auf Gotterbarmen im Spital . . . Ob sie wohl wußte, wie's dem lieben Schatz auf dem Berge erging? Er wollte das nicht glauben. Nein, sie mußte gewiß selber große Schmerzen dulden, da sie nicht einmal zu Marias Leiche hinaufgekommen war. Ach, es hatte wohl noch gute Weile, bis er wieder zu ihr nach Treustadt durfte!

Und dann . . . ja, wie ein Windstoß überfiel ihn der Gedanke . . . ein wahrer Mordbrennereinfall, vor dem alles Leben erstarre . . . Wenn die Kranke nun auch sterben mußte und ebenso spurlos vom Erdboden verschwand wie das tote Mariele . . . auf Nimmertwiedersehen . . . ?

Wäre die Erde jezt unter ihm geborsten, er hätte nicht tiefer erschrecken können. Dann hatte er niemand mehr, der ihn liebte, beschützte, besänftigte und — wenn auch nur auf Tage — von seiner Sklaverei erlöste. Wer mochte wissen, was die Wasgotte noch alles mit ihm anstellte, wenn der Kostbaken bald für immer ausblieb?

Ganz unbewußt war er darüber ins Laufen geraten, immer näher kam er der verhaßten Hütte, wo die Ziegen ihr Futter in Ruhe verzehren durften, während er unter Qualen des Leibes und der Seele hungern mußte. . . .

Nur zu, nur zu. Not lehrt beten.

„Lieber Heiland, laß mich zu meiner Mutter kommen!“ flehte er kurz und aus Herzensgrund, ohne hierbei der Bitte um Vergebung der Sünden, noch der Lobpreisung Seiner Kraft und Herrlichkeit zu gedenken.

Matthias hatte schon die Tobelbrücke überschritten und sah das weltverlorene Hüttenlicht blinken gleich einem gefallenem Stern. Seine Not schwall riesig an und löschte allen Mut aus.

„Matthias!“ schrie eine bedrohliche Stimme durch die

Nacht. Das war der Große, den die Wasgotte geschickt hatte, den Sämnigen heimzuholen.

Eins, zwei . . . mitten auf dem Weg warf dieser seinen Korb ab, und in der Richtung, von wo er kam, raunte er davon, als ob ein reichendes Tier hinter ihm her wäre.

Nicht eher hielt er an, bis er den jenseitigen Wald wieder erreicht hatte. Da oben konnten sie ihn unmöglich suchen. Aber wie von hundert Nadelstichen schmerzte es ihn am Leibe, die wunden Fußsohlen brannten so sehr, daß er im feuchten Gras gehen mußte. Zumeilen blieb er mit hochklopfender Brust stehen und horchte hinüber. Folgte ihm am Ende doch der flinke Konrad auf den Fersen? Könnte noch dessen Heimruf durch die Nacht? Allein außer dem eigenen Keuchen war nirgends ein deutbarer Laut, nur das raunende, wispernde, schattenhaft lebende Schweigen des Waldes . . . Und von Schauer zu Schauer bebt die kindliche Seele. Verschlossene Nachtgestalten, drohende Finsternis umgaben ihn nach allen Seiten. Leise, tastend, tat er Schritt für Schritt. Leib und Seele waren wie geschieden voneinander, jedes Gefühl halb am Erlöschen. Wenn er jetzt nur hätte umfallen können. . . (Fortf. folgt.)

Die Lebensretter.

Von Karl Schönherr.

Sein Weiß war im Protkampf der Großstadt früh verblüht. Es wurde ihm auf die Dauer zuwider. Weiberreiz brauchte er wie einen Bissen Brot. Und eines Tages war er nicht mehr da; sie machte wohl nach ihm rufen, und Straß auf und nieder alle Bekannten nach ihm fragen — er hatte sich mit einer Jungen, Vollen, Rastigen, die beim Lachen weiße Zähne zeigte, über das große Wasser davongemacht. Dort wollte er ein neues Leben beginnen, nachdem er das alte wie die Raupe den Balg kurzweg abgestoßen hatte.

An Geld hatte er ihr zwar keinen roten Heller zurückgelassen, aber wenigstens die beiden Kinder ließ der Gemütsmensch der Mutter; den sechsjährigen Franzel mit den prachtvollen, großen Graunagen und schwarzen, seidenglänzenden Wimpern, und das vierjährige, bleichwangige Hedel.

Die zwei jungen Geierlein schrien gierig nach Futter; das Leib- und seelenfranke Weiß konnte nicht genug herbeischaffen. Sämtliche Möbelstücke und Kleiderfetzen, Ehzeug und Kochgeschirr, alles war aus der Elendsstube unter dem Dache bereits in das Leihamt oder zum Trödler gewandert.

Die Mutter ließ ihre Augen verzweifelt in alle Winkel der leeren Stube gleiten. Es war nichts mehr da. Nur Tür und Fensterstoß standen noch. Aber ob etwas da war oder nicht — die jungen, gierigen Geierlein schrien immerdar nach Futter; nur um so lauter noch hallte ihr Geschrei in der rattenfahlen Bude.

Und da hatte die Mutter, um die jungen Mäulchen und Nägen noch einmal voll zu stopfen, irgendwie und irgendwo zugehört, wo eben etwas zu erlangen war; stehlen, glaube ich, heißen das die Leute.

Der Polizeigagent steht vor der Wohnungstüre und klopft und schellt:

„Rachen Sie auf, liebe Frau! Geschicht Ihnen nichts! Ich hol Sie nur in den Arrest ab!“

Die Mutter lauert mit den Kindern im hintersten Winkel der Elendsstube auf dem Boden; sie hat Arme und Hände um die aufgezogenen Kniee geschlungen und starrt in verzweifelter Ruße vor sich hin.

Da hat man den Kindern immer vorgesagt: Ehrlich bleiben, nicht lügen, nicht stehlen . . . und nun soll man vor den eigenen Kindern als Diebin stehn. Reint! Das sollen die Kinder nicht erleben.

Mutter will nicht öffnen.

Es schellt und klopft immerzu.

Der Franzel hatte sich fest und heif eingebildet, es sei jemand mit guter Botschaft draußen, der Einlaß begehre, und wollte immer zur Türe. Aber die Mutter hielt ihn wortlos fest. Das kleine schmächtige Hedel saß munter und guter Dinge neben der Mutter auf dem Boden, eng an sie geschmiegt. So oft es draußen schellte und pochte, lachte das Kind hell und zerrte im Takt an Mutters Rock.

„Gling . . . gling . . . und . . . bum . . . bum und gling . . . gling . . .“

Der Agent suchte der Mutter den Mund wässern zu machen: „Frau, machen Sie auf! Die neuen Zellen haben Luftheizung, elektrische Beleuchtung, so schön haben Sie in Ihrem Leben noch nicht gewohnt; und die Fahrt dahin machen wir im grünen Wagen; auf Ehre, er steht schon vor dem Tore . . . Also aufgemacht, lassen Sie das Glück herein!“

Der Franzel wollte sich nicht mehr halten lassen.

„Mutter, Glück hat er gesagt! Jetzt sperr ich aber auf!“

Die Mutter starrte geradeaus vor sich hin und sagte nicht ja, noch nein; aber so wie der Franzel zur Tür wollte, um das Glück

hereinzulassen, tappte sie jedesmal nach seinem Arm und zog ihn zurück.

Mutters Seele bebt und zitterte. Drinnen flecten und flennen die Kinder ums Aufmachen; draußen pochte der Agent. Da fiel sachte der Tropfen, der Mutters längst schon randvollen Glendbecher zum Ueberlaufen brachte.

Sie sprang plötzlich vom Boden auf. Eine furchtbar, namenlose Bangigkeit vor der Welt erfaßte sie. Es war ihr, als tobte in der Stube herum eine wilde, reichende Bestie, die mit aufgesperrtem Rachen nach ihr und ihren Kindern schnappen wollte. Mit irren, angigvollen Augen suchte sie nach einem Ausweg für sich und ihre Lieben.

Sie riß in ihrer Todesangst den Franzel an sich und hob ihn auf die Brüstung des offenstehenden Lichtloches.

„Franzel . . . da komm . . . im Lichtlof unten sind tote sicher . . .“

Sie gab ihm einen Kuß. Der Franzel sauste in die Tiefe. Er hatte nicht einmal Zeit gehabt einen Schrei auszustoßen; nur angesehen hatte er die Mutter noch mit den entsetzten, großen grauen Augensternen.

Die Mutter umklammerte das bleichwangige, zartknöchige Hedel und deckte es schützend mit ihrem Leibe, damit es die anstürmende Bestie nicht erschnappe:

„Fortfliegen . . . Hedel . . . Engle spielen . . .“

Das Weiß flüchtete mit dem Kind im Arm auf das Fensterbrett, als wäre das zähnefletschende Tier hart hinter ihnen her.

Das Kind drückte sein schwindelndes Köpfchen angstvoll an Mutters Brust und rief mit dünnem, hellem Stimmchen:

„Mutter . . . oh . . . Hedel mag nit fliegen . . . nit Engle spielen . . .“

Aber schon flogen Mutter und Kind aus der Welt fort, in den kleinen Lichtlof, dem Franzel nach.

Der Polizeigagent packte noch immer vor der Türe wie eine Rake vor dem Mauseloch und klopfte und schellte. Bis schreckensbleich der Hausmeister dahergeflüzt kam:

„Was wollen Sie denn? Die Frau ist schon längst unten!“

Das Unglück war kaum geschehen, da kam auch schon der rote Wagen der Rettungsgesellschaft heranperast und stellte sich neben dem grünen Schubwagen auf, der so lange vergebens die Mutter erwartet hatte.

Ja, auch auf arme Leute warten dann und wann Equipagen unter dem Hausior.

Der Rettungsarzt prüfte und sichtete mit kundigem Blick alles, was er in dem kleinen Lichtlof vorfand. Die Körperchen der beiden Kinder ließ er in die Totenlammer schaffen; sie waren der zähnefletschenden Bestie Welt glücklich entronnen. Aber mit der Mutter fuhr der Rettungswagen in rasendem Tempo dem Krankenhaus zu; denn in ihr hatte der Doktor noch Leben entdeckt. Der Professor stellte im Beisein der Ärzte den Grad und die Zahl der Verletzungen fest, welche die Mutter beim Sturze erlitten hatte:

Schädelbasisbruch; Lungenimpression; Leberverletzung; gemeine Rippen- und Knochenbrüche, soviel man nur wollte.

„Meine Herren! Die Verletzungen sind furchtbar; aber es ist noch Leben in ihr! Also herbei, herbei; helfen Sie, laufen Sie, machen Sie sich nützlich!“

Hei, wie da die Ärzte flogen und sich hilfreich bemühten: Da wurde desinfiziert und gewaschen; gefascht und verbunden; verklebt und vernäht; ach, wie viele Hände regten sich; wie viele schlaflose Nächte wurden der Armen geopfert; welche Summe chirurgischer Geschicklichkeit und Tüchtigkeit wurde angewendet, um das teure Leben zu erhalten. Der Professor inzidierte injizierte, trepanierte, ligierte; er dachte kaum an Schlaf und Essen; das schöne Wort: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, war ihm zu Fleisch und Blut geworden. Viele Wochen lang hing das Leben der Kranken an einem Zwirnstraden. Hundertmal hatte der Tod nach der Frau die Hand ausgestreckt; unter dem Bette hervor langte er nach ihr, unter Professors Achsel hindurch und darüber hinweg griff er grinsend nach dem Weibe; aber der Professor schlug mit seinen Stäbellen nach dem dünnen Bruder und vertrieb ihn mit Aepfeln. Es war ein langes Ringen und Kämpfen.

Endlich begann der Professor leise, leise zu hoffen.

„Wenn diese und jene Komplikation nicht eintreten würde — aber sie tritt wahrscheinlich ein — ich sage nur, wenn es nicht der Fall wäre . . . dann bestünde die eventuelle Möglichkeit, sie durchzubringen!“

Mit solcher Reserve stellte er die erste Prognose. Aber im Laufe weiterer Wochen ward er immer zuversichtlicher. Mit dieser Frau hatte er schon einmal ein rechtes Glück. Keine Komplikation, auch nicht das kleinste unangenehme Zwischenfällchen trat ein; alles heilte per primam, alles ging wie am Schnürchen. Da war es wirklich einmal ein Vergnügen, Arzt zu sein.

Eines Tages kam der Professor zur Kranken, untersuchte sie nach allen Seiten, nicht immerzu befriedigt und schmunzelte still vergnügt in sich hinein. Dann setzte er sich vertraulich zu ihr auf den Betrand, strich ihr milde lächelnd das Haar aus der Stirne und atmete erlöst auf:

„Liebe gute Frau Sie haben mir viel Sorge und Kummer bereitet, aber jetzt sind wir durch; Sie gehören wieder dem Leben!“

Die Mutter phantasierte im Genesungsieber immer von den Kindern.

„Laßt mich zu den Kindern heim, habt ihr gehört? Wenn mir auch alles im Kopf umgeht wie ein Mühlenrad, aber das weiß ich: Mutter und Kinder gehören zueinander; hört, ihr grausamen Leute: laßt mich zu Franzel und Gede heim...“

Bis endlich mit der fortschreitenden Genesung auch das Erinnerungsvermögen langsam wiederkehrte. Nach und nach erfuhr die Mutter alles. Man hatte ihr das Schicksal der Kinder solange als möglich verheimlicht. Aber es ging wirklich nicht länger; denn der große Krankenjaal faßte Raum für zwanzig Frauen, und sämtliche Betten waren besetzt.

Die Mutter saß auf dem Betttrand. Sie war rings umgeben von Blumen, Obsttöpfchen, Badewerk und Süßigkeiten. Der Professor, die Assistenten, ja ganz fremde Leute, die unter gewöhnlichen Umständen niemals daran gedacht hätten, einer armen Frau solche Präsente zu machen, hatten ihr zum Abschied Gaben gespendet; denn die Mutter sollte heute, nachdem sie viele Monate im Krankenhause zugebracht, „geheilt“ entlassen werden. Die Polizei war bereits verständigt.

Die Frau sah nicht von den guten Sachen; sie sah nicht die vielfarbigen Blumen und noch nicht ihren Duft. Sie hielt ihre Blicke immer trampfhaft auf eine Stelle des Fußbodens gerichtet und schürfte mit den Schuhsohlen darüber hin, als wollte sie Spuren verwischen.

Sie sah da immer zwei Blutflecken, einen größeren dunkelroten und einen kleineren blassen, rosenroten; und die wollten nicht von den Fliesen verschwinden, so eifrig sie auch mit den Füßen darüber segte.

Der Professor kam auf seinem Visitingang mit den jungen Praktikanten zum Bette der Mutter:

„Hier, meine Herren, diese Frau ist gewissermaßen mein Remonierfall!“

Er streifte mit ein paar flüchtigen, beiseite gesprochenen Worten die Krankheitsursache und fuhr dann laut fort:

„Patientin wurde in einem jammervollen Zustande auf meine Abtheilung gebracht; die gebrochenen Knochen standen ringsum auf wie Stoppeln auf einem Ackerfeld; na, schauen Sie die Frau jetzt an! Der rechte Arm zum Beispiel war dreimal gebrochen! Und jetzt passen Sie mal auf, meine Herren! Liebe, gute Frau... heben Sie den Arm... ja? Recht so!“

Die jungen Mediziner konnten nicht genug staunen über die Beweglichkeit des Armes und die glänzend verheilten Wundstellen.

„Der Unterkiefer war zweimal frakturiert; Splinterbruch, wohlgerneht,“ fuhr der Professor fort: „Und nun passen Sie mal auf, meine Herren! Liebe, gute Frau, öffnen Sie den Mund! — Sol! Brav! — Und jetzt beißen Sie die Zähne fest aufeinander. Gut!“

So demonstrierte der Professor unter dem riesigen Beifall der Hörer den glatt verheilten Kieferbruch und noch einen ganzen Mattenschein anderer Brüche und Verletzungen, deren Heilung der chirurgischen Wissenschaft alle Ehre macht.

Die Frau saß auf dem Betttrand und gehorchte wie ein Automat. Sie ließ an ihrem kunstvoll zusammengestellten Körper herumtasten und herumdemonstrieren, soviel man wollte. Nur die Stellung ihrer Füße wollte sie nicht verrücken lassen. Da mochte ihr der Professor noch so lieb und gut zureden — die Füße hielt sie trampfhaft auf die Stelle des Fußbodens gepreßt, wo sie immer die beiden Blutflecken sah. Diese Stellen verbarg und deckte sie ängstlich mit ihren Schlen. Ihrer Kinder Blut sollte niemand sehen.

Sie konnte es kaum erwarten, bis der Professor mit dem Hörschwarz weiter ging.

Ein junger Mediziner raunte seinem Kollegen ins Ohr:

„Wenn ich Professor wäre, mit der Patientin würde ich reisen!“
(Schluß folgt.)

Der Widerhall der großen Revolution in Deutschland.

Wie der gewaltige Sturm am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts, der in Frankreich den Absolutismus samt dem Feudalismus wegfegte, auf die großen Geister Deutschlands, auf einen Goethe, einen Schiller, einen Wieland gewirkt hat, ist ziemlich allgemein bekannt, obschon dieser Stoff zusammenfassend noch nirgends behandelt worden ist. Minder unterrichtet sind wir über die Wirkung der großen Revolution auf die Massen des deutschen Volkes, ein Mangel, der sich zum größten Teil daraus erklärt, daß es ein öffentliches Leben in Deutschland damals nicht gab und daß politische Zeitschriften und Zeitungen fast vollständig fehlten, aus denen der Eindruck jener Umwälzung auf die deutschen Zeitgenossen widerspiegelt werden konnte. So hat denn Dr. Eberhard Sauer sich seiner leichten Aufgabe unterzogen, als er es unternahm, „Die französische Revolution von 1789 in zeitgenössischen deutschen Flugchriften und Dichtungen“ (Alexander Dunder Verlag, Weimar 1903) festzuhalten und die Sprödigkeit des Stoffes mag vielfach die Schuld tragen, daß Sauer eigentlich nur eine Vorarbeit zu seinem Thema geliefert hat, die allerdings des Interessanten genug bietet.

Vor dem Ausbruch der Revolution herrschte in Deutschland der vollkommene politische Stumpfismus und die kälteste politische Gleichgültigkeit. Es war nicht nur Weltbürgertum, sondern auch Ekel vor dem slavischen Zustand ihrer Heimat, das gerade die Besten sich vom Vaterlande abkehren ließ: „Frühe verlor ich mein Vaterland“, gestand Schiller, „um es gegen die große Welt zu vertauschen“, Lessing unterstrich: „Ich habe von Vaterlandsliebe keinen Begriff, und Hölderlin zürnte: „Woh! dem Manne, dem ein blühend Vaterland das Herz erfreut und stärkt! Mir ist, als würd' ich in den Sumpf geworfen, als sählte man den Sargdeckel über mir zu, wenn einer an das meinige mich mahnt, als schnürte man mit dem Halsband eines Hundes mir die Kehle zu.“ Wo die politische Misere des Landes edelste Geister derart zur Flucht aus der Politik trieb, verhielt sich auch die Oberschicht der Gebildeten gleichgültig zu öffentlichen Dingen und die Massen, verflacht und verblödet, vegetierten im Stumpfismus dahin, ängstlich geduckt unter den Krüddel irgend eines rabiaten Serenissimus. Wenn denn in den Anienalmanachen dieser Zeit Freiheitsgedänge nicht selten auftauchten, so handelte es sich meist um akademische Reimereien sehr platonischen Charakters. Immerhin war es der Nachhall des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, der in den Versen der „Berliner Monatsschrift“ von 1788 tönte:

Noch immer schreiet die rasende Despotie,
Die Gottes Rechte lügend, nur Großen fröhnt,
Den Erdkreis!

Dem alten Erbeil zum Trost klang die Prophezeiung dieser Ode:

Doch Du, Europa, hebe das Haupt empor!
Einst kommt auch Dir der Tag, wo die Kette bricht,
Du Edle frei wirst, Deine Fürsten
Scheuchst und, ein glücklicher Volksstaat, grünest.

Aber nur an die Herzen weniger rührte solche Freiheitslyrik, und dumpf, verbost, verdrossen und verständnislos stand das deutsche Volk im Jahre 1789 dem Ausbruch der französischen Revolution gegenüber. Kein Funke zündete hier, kein Hirn ahnte etwas von der weltumwälzenden Bedeutung des Bastillensurms. Erst als die Revolution in den folgenden Jahren in Gestalt der republikanischen Pataillons über den Rhein schritt, zwang die Anwesenheit der Franzosen, in Westdeutschland wenigstens, mit FÜR und Wider Stellung zu nehmen. In Mainz, wo beim Abzug der Jakobiner schon der verfallene Kurstaat fastlos zusammengefallen war, bildete sich das Klubistenregiment, hier erdigen „Der Patriot“, hier suchte Georg Forster den Massen die Gedankenwelt der Lösung: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! nahebringen, aber verzagt mußte er bekennen: „Es ist ungläubwürdig, wie stupid das Volk ist; jetzt kommt seine Leere und Charakterlosigkeit erst recht zum Vorschein. Sie wissen gar nicht, wie ihnen geschehen ist, und vermissen ihren gnädigen Herrn.“ Auch hier waren es denn nur wenige, die etwa beim fröhlichen Gelage sangen:

Seit langen Jahren mußten wir
Des besten Kranke entbehren.
Ihn sofften Mönch und tranken schier,
Als ob sie Schlänke wären.
Er wärmte nur ihr träges Blut
Zur Lust mit feilen Dörnen.
Uns, Brüder, gibt er Freiheitsmuth
Troy unsres Bischofs Jürnen.

Ein anderes Mainzer Revolutionslied frohlockte:

Auf, Brüder, auf! die Freiheit laßt,
Die Ketten sind entzwei;
Uns hat sie Eustine losgemacht,
O Bürger, wir sind frei!
Nun drückt uns kein Despote mehr
Und raubt uns unre Taschen leer,
Der Mainzer ist nun frei!

Aber dem „Aufruf zur Freiheit von einem jungen Mainzer Bürger“ antwortete flugs aus der klassichen Pfahlbürgerstadt Frankfurt der klassische „Aufruf zur Ruhe“:

Schert! Wie bisher in Frieden
Frankfurts Untertanen blühten,
Ohne einen Freiheitsbaum.
Euer schöner Freiheitsgarten,
Eure Fahnen und Kolarden
Sind wahrhaftig nur ein Traum.

Auf! laßt uns der Vorsicht danken,
Daß der General der Franken
Uns bisher noch nicht befreit;
Denn ein solcher Volksbefreier
Ist wahrhaftig viel zu teuer,
Denn er bringt uns schlechte Zeit.

Uebershaupt spricht aus den meisten gegenrevolutionären Schriften der Zeit, ob es sich nun um Fleder, Flugblätter, Romane oder Theaterstücke handelt, die Angst der Selbstsack vor den Hungerleibern der Revolutionsheere, die getren ihrem Wahlspruch: „Friede den Händten! Krieg den Palästen!“ und ganz dem in Deutschland herrschenden Brand zuwider die Armen ungeschoren ließen und die Reichen brandschakten. „Ich habe“, sagte der Held einer

1796 erschienenen Komödie „Die Märtyrer der Freiheit und Gleichheit“, „in meinem Leben noch keinen tüchtigen Weltbürger im Braten- und gebacken. Allen gütlich die bloßen Haden zu den Schuhen und die nackten Lenden zu den Hosen heraus“, und statt daß die deutschen Spießbürger im Bratenrod von der aufstürmenden Weise des Ca ira mitgerissen waren, höhnten sie das Lied mit dem kennzeichnenden „Trommelmarsch der Schweizer“:

Seira, seira, seirassia!
Geld ist besser als Assigne.
Assigne ist Lumpengeld,
D'Patriote ziehnd in Feld
Ohne Strümpf und ohne Schuh,
Nehre sie wieder deheime zu.

Eine Schilderung der Jakobiner überbot die andere an grauenhafter Verzerrung. „Nimm“, hieß es in einem Göttinger Revolutionsalmanach, „die 7 Todsünden, und die 3 Weltplagen, Pest, Hunger und Krieg, mische alles wohl durcheinander, löse es in Menschenblut und Tränen auf, koch es mit Mark und Hirn der größten Bösewichter der Vorzeit zu einer dichten Masse, knete eine Menschengestalt daraus, und der Jakobiner ist fertig.“ Robespierres Tod auf der Guillotine wurde in einem Soldatenlied gemüthvoll begrüßt:

Bluthund, Bluthund, du mußt sterben,
Wie du Tausend umgebracht!
Fahr' zum Teufel ins Verderben,
Du verdienst die Höllemacht!

Auf der anderen Seite brachte es ein Theaterstück: „Der Emigrant“ von Wunzen fertig, das anrüchigste Gefindel, das je die Weltgeschichte gesehen, zu verherrlichen, nämlich französische Herren von und zu, die nach Deutschland geflüchtet waren. Hier die Lustspiele verbreiteten und Hochverrat gegen ihr Vaterland spannen, und Ludwig Capets Hinrichtung wurde in einem Gedicht besungen, das wie die töstlichste Parodie anmutet:

Falsche Freunde, Heuchler, Lören,
Hatten ihm den Tod geschworen,
Die ihn dann nach Mörderart
Im Gefängnis aufbewahrt . . .
So starb Ludwig, Frankreichs König,
Welcher an dem letzten Tag
Seines Lebens zwar sehr wenig,
Aber mit Verstand noch sprach.

Angesichts dieser zwerchfellerschütternden Komik spricht selbst Sauer, der an sich eine gewisse Neigung zu reaktionärer Betrachtung der Dinge nicht verleugnet, von dem „beispiellosen Tiefstand der Angriffsschriften gegen die Anhänger der französischen Untwölzung“.

Geistreicher war die Satire auf das sterbende römische Kaiserreichsteuiger Nation. Da gibt es das „Testament und Hinscheiden des heiligen römischen Reiches am letzten Dezember im Jahre 1797. Mainz, gedruckt im 6. Jahre der Republik“, das verkündet: „Am dreißigsten Dezember 1797 am Tage des Uebergangs von Mainz, nachmittags um 3 Uhr starb zu Regensburg in dem blühenden Alter von 955 Jahren 5 Monaten 28 Tagen sanft und selig an einer gänzlichen Entkräftung und hinzugekommenen Schlagflusse bei völliger Bewußtheit und mit allen heiligen Sakramenten versehen das heilige römische Reich, schwerfälligen Andenkens.“ Eine Grabchrift war beigefügt:

Von der Senfe des Todes gemäht, atemlos und bleich,
Liegt hier das heilige römische Reich.
Wanderer, lasse die Leise vorbei, Du möchtest es erwecken,
Und der Erbsünde uns dann von neuem mit Konklaven bedenken.
Ach! Wären die Franzosen nicht gewesen,
Er würde nicht unter diesem Steine verweilen.

†††

Des hier vorausgeahnten Zusammenbruchs des heiligen römischen Reiches bedurfte es aber samt seinen Folgen, Fremdherrschaft und Freiheitskriegen, um den deutschen Pfahlbürger etwas wenigstens aus dem heillosen Stumpfium aufzurütteln, von dem die Wirkung der großen Revolution auf zeitgenössische deutsche Literatur Verebtes Zeugnis ablegt.

Kleines Feuilleton.

Psychologisches.

Ein Rechenphänomen. In öffentlichen Schaustellungen hat man öfters Gelegenheit, „Rechenmeister“ zu sehen, die durch ihre Leistungen auf dem Gebiete verblüffen, auf dem die meisten Menschen recht schwach sind. Aber fast immer bleibt es bei solchen Vorträgen bei dem Staunen; eine Erklärung für die Leistungen erhält man nicht. Für eines der lebenden Rechengenie ist nun der Versuch gemacht worden, hinter das Geheimnis seiner rätselhaften Leistungen zu gelangen. Der Göttinger Psychologe G. C. Müller hat vor mehreren Jahren eine ausführliche wissenschaftliche Studie über den Rechenkünstler Dr. Mü d l e veröffentlicht. Jetzt berichtet er über neue Versuche, die er im Sommer 1912 an Dr. Mü d l e im psychologischen Laboratorium vornahm. Dr. Mü d l e ist unbestritten ein staunenswerthes Phänomen. Nach einemmaligem Hören vermag er sechzig

Ziffern fehlerfrei nach Belieben rückwärts oder vorwärts wiederzugeben. 102 Ziffern lernt er in 4 Minuten auswendig. Eine Grenze für den Umfang seines Gedächtnisses scheint es nicht zu geben. Das gewöhnliche Sterbliche überhaupt nicht gelingt, nämlich sich 204 Ziffern einzuprägen, leistet Dr. Mü d l e in 7½ Minuten. 408 Ziffern trägt er sich in 26 Minuten und 48 Sekunden ein. Dr. Mü d l e, ein Mathematiker von Fach, war zuletzt im Jahre 1906 „untersucht“ worden. Seit 1908 tritt er öffentlich auf. Wie hat sich bis 1912 sein Gedächtnis entwickelt? Zu 204 Ziffern brauchte er im Jahre 1908 noch 19 Minuten, im Jahre 1912 nicht einmal die Hälfte der Zeit (7½ Minuten). Er hat ein ausgeprägtes Gedächtnis für Zahlen. Anderes Lernmaterial liegt ihm weniger. Das scheint den alten Satz der Gedächtnislehre zu widerlegen, daß Übungen auf irgend einem Gebiet das Gedächtnis im allgemeinen stärken. Aber dem ist nicht so; vielmehr beweisen die Versuche an Mü d l e, daß seine Leistungen gar keine reinen Gedächtnisübungen sind.

Seine staunenswerte Fähigkeit ist bedingt durch die Anwendung von Hilfsmerkmalen, die M. in den Beziehungen von Zahlen findet. Merkt er sich die Ziffern 228 619, so weiß er sofort, daß $228 = 2 \times 6 \times 19$ ist. Kenntnis der Mathematik und gutes Zahlen-gedächtnis ergänzen sich bei ihm. M. arbeitet regelmäßig wissenschaftlich auf mathematischem Gebiete (bis zu acht Stunden täglich). Insbesondere beschäftigt er sich mit Zahlentheorie. Diese Beschäftigung erleichtert ihm die gedächtnismäßige Übung. Professor Müller fordert daher auch mit vollem Recht, daß sich einmal Mathematiker darauf einlassen sollten, die Wege der praktischen Mathematik, die M. einschlägt, zu studieren.

Aufgaben in öffentlichen Vorträgen löst M. nach eigenen Angaben leichter als in Laboratoriumsversuchen. Beim Zurufen von Zahlen entstehen größere Pausen, die er zur innerlichen Wiederholung benutzt. Da öfters die Aufgabe gestellt wird, Zahlenreihen nach längeren Zwischenpausen nochmals wiederzugeben, sind diese Hilfen sehr wertvoll. Einen gewissen Anhaltspunkt bietet auch die Kombination der zugehörigen Zahl mit dem Standort des Rufers. An sich ist Mü d l e s Gedächtnis für räumliche Beziehungen freilich recht schlecht.

Die Versuche an Dr. Mü d l e führen das Problem der mathematischen Begabung wenigstens insofern weiter, als ein bloßes Zahlengedächtnis nicht dabei entscheidend sein kann. Vielmehr ist umgekehrt die gedächtnismäßige Rechenleistung stets abhängig von einem Verständnis, das in höheren seelischen Funktionen (mehr logischer Natur) zu suchen ist.

Erziehung und Unterricht.

Schulleistungen und soziale Lage. Daß die Leistungen von Schülern häufig mit der wirklichen Begabung nicht im Einklang stehen, ist eine allgemein bekannte Tatsache. Besonders fällt das in den sogen. Hilfsschulen ins Auge, in denen die angeblich minderbegabten Kinder, die das Pensum der Volksschulen nicht zu absolvieren vermögen, Unterkunft finden. Die Untersuchungen eines halleischen Stadtschularztes („Med. Klin.“ 1914, Nr. 6) stellten fest, daß dabei namentlich die häuslichen Verhältnisse auf das Kind und seine Leistungsfähigkeit in der Schule von großem Einfluß sind. Nicht nur die in dem Kinderreichum der ärmeren Familien begründete mangelhafte Aufsicht und Kontrolle der Schulaufgaben, sondern vor allem die im Hause herrschende Not und die damit verbundene schlechte Ernährung bewirken, daß die zur Erzeugung der geistigen Spannkraft notwendige Energie von den Kindern nicht mehr aufgebracht werden kann. Die Untersuchung der Körperbeschaffenheit von Kindern der Volks- und Hilfsschulen ergab, daß in den Volksschulen dreimal mehr körperlich gute Schüler als in den Hilfsschulen und in diesen fast viermal mehr Schüler von schlechter Konstitution als in den Volksschulen vorhanden waren. Krankheiten wie Mittelohrfkatarrhe, Schwerhörigkeit, Sprachfehler kommen in den Hilfsschulen doppelt so oft vor wie in den Volksschulen. Ungezieferei gar mehr als dreimal soviel. Eine erhebliche Herabsetzung der Leistungen bei allen Schülern findet sich bei vielen chronischen Leiden, vornehmlich Nasen-, Nachenleiden sowie bei Augenfehlern und Ohrenkrankheiten. Die Blutarmut, die allerdings meist erst in den Pubertätsjahren und dann auch bei den gut Lernenden deutlicher hervortritt, ist bei den schlechten Schülern doch in einer größeren Zahl vorhanden.

Wenn man bedenkt, daß alle diese Krankheiten um so weniger Beachtung finden und auch aus pekuniären Gründen weniger Aussicht auf sachgemäße Behandlung haben, je dürftiger die Einkommensverhältnisse der betreffenden Familien sind, so ergibt sich von neuem die Notwendigkeit, mehr Schularztie anzustellen. Das Kind soll nicht nur für die Zeit seines Schulbesuches, sondern auch für das spätere Leben, in dem körperliche Fehler noch viel schwerer wiegende Schäden für das Fortkommen anrichten können, durch dauernde sachmännische Beobachtung und Behandlung einen Fonds von Gesundheit erhalten. Allerdings wird dadurch nicht die Grundursache der schlechten Leistungen berührt und abgestellt. Sie zu beseitigen vermag nur eine Umwälzung auf sozialem Gebiete, die auch den unteren Bevölkerungsschichten die Möglichkeit gibt, gesund zu wohnen, sich ausreichend und zweckmäßig zu ernähren und ihren Kindern die Hauptbedingung für den Erfolg in der Schule und im Leben zu bieten: einen gesunden, leistungsfähigen Körper.